

Erscheint täglich abends
Sonn- und Festtage ausgenommen. Bezugspreis vierteljährlich bei der Geschäfts- und den Ausgabestellen 1,80 Mk., durch Boten ins Haus gebracht 2,25 Mk., bei allen Postanstalten 2 Mk., durch Briefträger ins Haus 2,42 Mk.

Anzeigengebühr
die 6 gespaltene Kleinzeile oder deren Raum 15 Pfg., für hiesige Geschäfts- oder Privatanzeigen 10 Pfg., an bevorzugter Stelle (hinterm Text) die Kleinzeile 30 Pfg. Anzeigenannahme für die Abends erscheinende Nummer bis 2 Uhr nachmittags.

Thorner

Ostdeutsche Zeitung.

Schriftleitung: Brückenstraße 34, 1 Treppe.
Sprechzeit 10—11 Uhr vormittags und 3—4 Uhr nachmittags.

Anzeigen-Annahme für alle auswärtigen Zeitungen.
Fernsprech-Anschluß Nr. 46.

Geschäftsstelle: Brückenstraße 34, Laden.
Geöffnet von morgens 8 Uhr bis abends 8 Uhr.

Der deutsch-tschechische „Ausgleich“.

Die deutsch-tschechische Ausgleichskonferenz, welche die seit dem Jahre 1890 vergeblich angestrebte Aussöhnung der beiden Nationalitäten zu Stande bringen soll, ist jetzt infolge der Bemühungen des österreichischen Ministerpräsidenten Herrn v. Körber aufs neue zusammengetreten. Aber die billigen und gerechten Vorschläge der Deutschen, deren Programm sich mit den vorher erwähnten Worten charakterisieren läßt: „Ich wünscht dir, was du wünscht mir“, stößt bei den Tschechen auf eine Gefinnung, die in ihrer Hinterhältigkeit den Worten des polnischen Juden entspricht: „Fangst du schon wieder an“.

Nach dem bisherigen Verlauf der Verhandlungen über den Ausgleich in Böhmen und Mähren kann man den Beratungen der jetzt zusammengetretenen Konferenz nur ein ganz minimales Vertrauen entgegenbringen, und auch dieses minimale Vertrauen hätte zur Voraussetzung, daß die Tschechen die Anmaßung und die Begehrlichkeit von sich abstreifen, die sie bisher ausgezeichnet hat. Die Aussichten für die Erfüllung dieser Voraussetzung sind aber verschwindend gering. Eines muß jedenfalls festgestellt werden, nämlich, daß es nicht an den Deutschen liegt, wenn die Verhandlungen scheitern. Die Deutschen sind den Forderungen der Tschechen so weit entgegengekommen, als sie es mit den Grundätzen der Erhaltung des Deutschlands überhaupt nur verein konnten. An einem entsprechenden Entgegenkommen haben es aber die Tschechen bisher gänzlich fehlen lassen.

Der von deutscher Seite gemachte Vorschlag zur Herbeiführung eines Ausgleiches geht dahin, an Stelle der bisherigen Verwaltungs- und Gerichtsbezirke nach Möglichkeit national abgegrenzte Kreise zu schaffen. In den deutschen Kreisen soll die deutsche Sprache volle Anerkennung finden, während in den tschechischen Kreisen die tschechische Sprache als innere Amtssprache eingeführt werden soll, d. h. die tschechische Sprache soll für die Verhandlung aller mehr lokalen Angelegenheiten maßgebend sein, während für alle übrigen den Gesamtstaat angehenden Sachen das Deutsche die Staatsprache bleiben soll. Daneben sollen, wo es nicht anderes angeht, national gemischte Kreise errichtet werden, in denen das Deutsche und Tschechische im inneren Dienst gleichberechtigt nebeneinander stehen, während selbstverständlich das Deutsche, wie überall in Böhmen und Mähren, die Staatsprache bleiben soll.

Diese letztere Forderung ist nicht nur vom Standpunkt der Deutschen, sondern auch von dem des österreichischen Staatsgedankens eine unerläßliche, denn eine allgemeine Staatsprache ist für den österreichischen Staat ein Lebensbedürfnis; als eine solche Staatsprache kann aber selbstverständlich nur die deutsche in Frage kommen. Das haben zum Schluß sogar auch die Tschechen, wenn auch nur in verklausulierter Form, zugestanden, aber sie verlangen, daß für ganz Böhmen und Mähren durchweg die Doppelsprachigkeit in der Weise eingeführt wird, daß das Deutsche und das Tschechische gemeinsam als Amtssprache zu gelten haben.

Beharren die Tschechen auf dieser Forderung, dann wird die Ausgleichskonferenz im Sande verlaufen. Vielleicht wären die Führer der Tschechen im Grunde nicht so abgeneigt, auf die billigen Vorschläge der Deutschen einzugehen, wenn sie nicht die Konkurrenz derjenigen tschechischen Gruppen fürchteten, die sich, wie die Agrarier und die Sozialisten, von der offiziellen Tschechenpartei abgefordert haben und sich noch radikal als diese gebenden. Die Furcht vor dieser Konkurrenz einerseits und der Mangel an Interesse für die Erhaltung des österreichischen Staatswesens andererseits ist es, was die Tschechen zum Festhalten an ihren unberechtigten Forderungen veranlaßt und somit das abermalige Scheitern der Ausgleichskonferenz befürchten läßt.

Das Scheitern dieses Ausgleiches wäre aber gerade jetzt von schwerwiegender Bedeutung

weil mit dem Schicksal dieses Ausgleiches zum Teil auch das Schicksal des österreichisch-ungarischen Ausgleiches verknüpft ist. Der Ausgleich zwischen Oesterreich und Ungarn hat zwar die Genehmigung der beiden Regierungen gefunden, aber seine parlamentarische Durchsetzung steht noch aus. In Oesterreich könnte diese nun auf schwere Hindernisse stoßen, wenn die Tschechen ihre Drohung wahr machen, wonach sie im Falle des Scheiterns der deutsch-tschechischen Verhandlungen im Parlament in die Obstruktion eintreten wollen. Es sind mithin in zweifacher Hinsicht kritische Tage, die in dem Mitte Januar zusammentretenden österreichischen Reichsrat zu erwarten sind.

Deutsches Reich.

Der Kaiser ist mit dem Gefolge um 4^{1/2} Uhr nachmittags gestern in Hannover eingetroffen und hat sich, von dem zahlreich versammelten Publikum lebhaft begrüßt, nach dem Residenzschloße begeben. Um 5^{1/2} Uhr abends fand im Residenzschloße Abendtafel statt, zu der eine größere Zahl von Einladungen ergangen waren, insbesondere an die Spitzen der Provinzialbehörden.

Das Staatsministerium trat gestern unter Vorsitz des Grafen von Bülow zu einer Sitzung zusammen.

Staatssekretär Rieberding hat, wie die „Münchener Neuesten Nachrichten“ melden, die Münchener Universitätsaugenklinik, wo er sich Anfang Dezember einer Augenoperation unterzogen hatte, im besten Befinden verlassen und wird in den nächsten Tagen nach Berlin zurückkehren, um seine amtliche Tätigkeit wieder aufzunehmen.

Im Postetat sind, wie die „Schles. Ztg.“ erfährt, für Schlessien 95 neue Telegraphenanstalten vorgesehen. 73 Orte sollen neue Fernsprecheinrichtungen erhalten. Davon liegen zwei in Schlessien. Neue Fernsprech-Verbindungsleitungen zur Entlastung bereits bestehender Anlagen sollen u. a. zwischen Berlin und München, Berlin und Kassel, Erfurt und Hamburg, Halle und Hamburg, Hamburg und Berlin, Leipzig und Hamburg hergestellt werden, während eine neue Leitung Halle-Dortmund dem Sprechverkehr von Halle und Leipzig mit den Orten des Bezirks-Fernsprechnetzes in dem niederrheinisch-westfälischen Industriebezirk dienen soll.

Vom deutschen Kriegerbund. Dem Vorsitzenden des deutschen Kriegerbundes General der Infanterie z. D. von Spitz ist die Mitteilung zugegangen, daß die Kaiserin das Protektorat über die Kriegerwaisenhäuser übernommen habe. Die Leiter des Kriegerbundes klagen, daß die Opferwilligkeit im Nachlassen sei. Die Hoffnung, daß es im Jahre 1902 gelingen werde, die auf dem Kyffhäuserdenkmal noch lastenden Schulden abzutragen, hat sich nicht erfüllt. Zurzeit ist das Denkmal noch mit 50 700 Mk. Schulden belastet. Die Kriegervereine sind deshalb ersucht worden, am Geburtstag des Kaisers noch einmal Sammlungen für das Denkmal zu veranstalten. Die üblichen Sammlungen für die Waisenhäuser sollen an diesem Tage fortfallen. Die freiwilligen Sammlungen am Geburtstag des Kaisers haben in den Jahren 1899 bis 1902 den Betrag von rund 64 000 Mk. ergeben.

„Wie Milliarden in der deutschen Landwirtschaft verloren gehen!“ Unter diesem Titel hat der Herausgeber der Fachzeitschrift „Nutzgeflügelzucht“, W. Cremat, jetzt eine Flugchrift veröffentlicht, in der er eine sehr scharfe Kritik an der deutschen Geflügelzucht übt, indem er die Schuld an der Tatsache, daß Deutschland in jedem Jahr fast eine Milliarde für Geflügelprodukte an das Ausland bezahlen muß, den verkehrten Zuchtprinzipien beimißt, die nach seiner Auffassung in unserer Landwirtschaft herrschen. Er sucht unter anderem nachzuweisen, daß Hühnerassen, die einst 180 bis 200 Eier pro Huhn und Jahr legten, jetzt

auf eine Produktion von 50 bis 60 gesunken sind, und schreibt: Ueber ganz Deutschland sind etwa 1200 Sport-Geflügelzüchtervereine mit rund 100 000 Mitgliedern verbreitet. Diese Sportgeflügelzüchter haben nur einen Ehrgeiz, nämlich die Eringung von Preisen auf den zahlreichen, von Behörden, Provinzen, Städten unterstützten Sportausstellungen. Mit Hilfe dieser Preise treiben sie einen schwunghaften Bruteierhandel, durch welchen alljährlich Millionen von unbrauchbaren Tieren in die Landwirtschaft eindringen. Ja, nicht nur unbrauchbar sind die Tiere, sondern direkt schädlich, weil sie ausschließlich auf die Farbe gezüchtet werden, wodurch ihre Legeeigenschaften verkümmern müssen, und weil ihr schönes Federkleid durchweg mit einem auf Täuschung beruhenden Mittel, nämlich der Einkreuzung fremder Rassen und Stämme und der Doppelpaarungsmethode erzielt ist. Während also den Landwirten immer vorgerebet wird, daß sie Kassetiere einführen müssen, um die Erträge zu steigern und daß diese Tiere einträglich seien, sind sie nichts weiter als der allgewöhnlichste Kreuzungsschund in einem glänzenden Federkleide.

Eine Entschädigung von 182 500 Mark hat, wie jetzt bestimmt wurde, der preussische Eisenbahndienst den Hinterbliebenen des ehemaligen Reichstagsabgeordneten Johann Friedel in Oberfornersreuth bei Bayreuth zugesprochen, der bei dem Anfang Mai vorigen Jahres stattgehabten Eisenbahnunglück unweit Jschortau in der Provinz Sachsen den Tod gefunden hat.

Uniformfrage der Eisenbahnbeamten. Verschiedene Zeitungen bringen Nachrichten darüber, daß in der Beschaffung der Uniformen für die preussischen Eisenbahnbeamten wesentliche Änderungen bevorstünden. Es soll beabsichtigt sein, in Zukunft die Lieferung fertiger Uniformen an eine oder wenige Konfektionsfirmen für den ganzen Bereich der Staatsbahnverwaltung zu vergeben, während zurzeit die Anfertigung der Uniformen in den einzelnen Bezirken durch kleine Handwerker unter Kontrolle der Direktionen erfolgt. Wie die „Berl. Korresp.“ hört, ist die Nachricht, daß die Vergebung der Arbeit an einzelne Handwerksmeister abgeschafft werden soll, tatsächlich durchaus unrichtig.

Die Pflicht der Presse. Im „Zeitungsverlag“, dem Organ des Vereins deutscher Zeitungsverleger, befindet sich folgender Prozeßbericht aus Gera: Wegen Beleidigung des „spiritistischen Mediums“ Frau N. N. hatte sich am 18. Dezember vor dem Schöffengericht der Chefredakteur des Geraischen Tagesblatts, Morz Sonnemann, zu verantworten. Die Verhandlung endete mit der Freisprechung des Angeklagten. In der Begründung des freisprechenden Urteils wurde darauf hingewiesen, daß sich Sonnemann zwar beleidigender Äußerungen über die N. N. schuldig gemacht und Sachen behauptet habe, deren Nachweis ihm nicht gelungen sei, daß er aber dabei in Wahrung berechtigter Interessen und in gutem Glauben gehandelt habe. Den Redakteur einer Zeitung, die belehrend und aufklärend mitwirken wolle, müsse man anders beurteilen als einen Privatmann. Der Redakteur, der seine Leser über alles auf dem Laufenden erhalten müsse, habe nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, weitere Kreise berührende Mißstände öffentlich zu behandeln, um seine Leser vor Schaden zu bewahren. Diese Pflicht habe dem Redakteur Sonnemann in dem Fall ganz besonders obgelegen. — Recht und Pflicht der Presse, Mißstände öffentlich zu rügen, wurden bekanntlich bisher von den Gerichten nicht anerkannt.

Graf Büdler hat am Mittwoch in Berlin wieder einmal gesprochen. Er stellte die Verhältnisse, die sich unter der Führung des „wackeren“ Lueger in Wien herausgebildet haben, als ein leuchtendes Vorbild für das „verjudete“ Berlin hin. Selbst bei einem großen Teil der antisemitischen Zuhörer des Grafen Büdler ergab dieser Vergleich große Heiterkeit.

Die Liebesaffäre der Kronprinzessin von Sachsen.

Die Abreise Giron's nach Lausanne erfolgte auf Anraten des sächsischen Sachwalters der Prinzessin Rechtsanwält Felix Zehme in Leipzig, der die Interessen der Kronprinzessin vor dem Ehegerichtshof wahrzunehmen hat.

Die Beziehungen der Prinzessin zu ihrem Vaterhause haben sich indessen anscheinend gebessert. Auf Wunsch der Kronprinzessin wird sich, nach einer Dresdener Meldung, ihr Bruder, Erzherzog Josef Ferdinand von Toskana, von Salzburg von neuem nach Genf begeben, um während der Dauer der Verhandlung in dem von Dresden aus angestrebten Ehereinigungsverfahren der Schwester nahe zu sein. Erzherzog Josef Ferdinand war bekanntlich wenige Tage nach der Flucht der Kronprinzessin Luise aus Salzburg im Auftrage des Kaisers Franz Josef nach Genf gereist, um seine Schwester unter freundschaftlichen Zusicherungen zur Rückkehr zu bewegen. Prinzessin Luise erwiderte damals auf seine Vorstellungen: „Ich danke, aber ich will mich erst mit André (Giron) und Leopold besprechen!“ Und Giron wurde gerufen; er erschien mit dem Erzherzog Leopold Ferdinand, Josef Ferdinand aber verließ das Zimmer, um nicht Zeuge zu sein, wie Giron über einen Vorschlag des österreichischen Kaisers entscheiden sollte. Später wurde das Anerbieten abgelehnt und Josef Ferdinand reiste sofort nach Wien, um Kaiser Franz Josef Bericht zu erstatten. Nun ist es bezeichnend, daß am Mittwoch Giron Genf verließ und am Donnerstag die Kronprinzessin selbst ihren Bruder, den sie doch erst vor kurzem abgewiesen hatte, zu sich gebeten hat.

Einem italienischen Journalisten gegenüber äußerte sich die Kronprinzessin u. a. wie folgt: Unter der Neugierde des Publikums habe ich in Genf unendlich zu leiden. Ich habe stets Furcht, daß sich unter den Leuten, die uns bei unseren Spaziergängen folgen, jemand befindet, der Herrn Giron etwas zu leide tun könnte. Es sind ihm ja Briefe zugegangen, in denen ihm gedroht wird, man werde ihn ermorden.“

Dem sächsischen Kronprinzen geht um der Kinder willen, nach dem „Dresdn. Tagebl.“, die Entfernung seiner Gemahlin sehr nahe. Man sieht ihn oft in Tränen. Seinen älteren Kindern hat er gesagt: „Mutchen ist sehr krank und wird wohl nicht wiederkommen.“ Sein kleinstes Töchterchen dagegen vertröstet er mit den Worten: „Mutchen wird bald wiederkommen.“

Der Kronprinz wohnte, wie aus Dresden berichtet wird, dem Gottesdienste in der katholischen Hofkirche bei. Als der Geistliche in seiner Predigt die Kronprinzessin erwähnte und Gott hat, sie auf den rechten Weg zurückzuführen, schluchzte der Kronprinz laut auf. Auf die Gemeinde machte der Schmerz des tiefbetrümmerten Vaters einen erschütternden Eindruck. Von den kronprinzlichen Kindern erzählt man sich in intimen Kreisen die rührendsten Geschichten. So sollen kürzlich die Prinzen, denen gesagt worden ist, daß die Kronprinzessin, weil schwer krank, auf lange Zeit verweist sei, vor dem Bett ihrer Mutter niedergekniet und gebetet haben, Gott möge ihr „Mutchen“ doch bald gesund zurückschicken. Als am Neujahrabend die königliche Familie nochmals um den Christbaum versammelt war, wurden die Prinzen gefragt, ob sie sich nicht über den schönen Baum freuten, da schüttelte der Älteste den Kopf und sagte: „Ach nein, ohne Mutchen ist Weihnachten nicht schön!“

Im sächsischen Volke will das Gerücht nicht verkümmern, daß hinter dem Liebesdrama am kronprinzlichen Hofe jesuitische Mänke im Spiel waren. Ein Leipziger Blatt hat sogar der Auffassung Ausdruck gegeben, daß der Vertraute der Frau Kronprinzessin, der junge Sprachlehrer Giron, vielleicht ein jesuitischer Affiliierter sein könne. Die „Dresdn. Ztg.“ schreibt hierzu: „Allein die Jesuiten würden nach den Anklagen der fürstlichen Frau auch bei einer anderen Auffassung der Sachlage die Schuldigen bleiben. Die Frau Kronprinzessin klagt mit bewegten Worten ihre bisherige Umgebung der

Unterhaltungsblatt

der

Thorner Ostdeutschen Zeitung.

Nr. 8.

Sonnabend, den 10. Januar.

1903.

Das Mündel des Komödianten.

Roman nach dem Englischen von A. Brun s.

(24. Fortsetzung.)

Barbara wollte einige Minuten bei ihr, dann begab sie sich in ihre eigenen Gemächer, wo sie auf jedem Stuhle einen Stoß zusammengelegter Kleider aufgetürmt fand. Eine weiße, reich mit Perlen gestickte Sammetrobe lag auf dem Sofa ausgebreitet; Barbaras Kammerjungfer nebst einem der Hausmädchen waren eifrig mit dem Einpacken beschäftigt.

Ohne ein Wort strich sie an den beiden Mädchen vorüber und trat in ihr Ankleidezimmer, welches leer war. Sie öffnete einen Fensterflügel, lehnte sich hinaus und ließ die Schneeflocken auf ihre glühende Stirn und das gelockte Haar wirbeln.

„Bardon, Mademoiselle,“ erklang eine Stimme hinter ihrem Rücken. „Dieser gestickte Shawl — gehört er Mademoiselle? Ich kann mich nicht erinnern —“

Das junge Mädchen wandte sich matt nach der Fragenden um. Vor ihr stand Hortense, den Shawl, welchen Lord Keith ihr am vorigen Abend gebracht, hoch haltend. Leeren Blickes schaute ihn Barbara an.

„Ich kenne den Shawl nicht, Mademoiselle hat ihn nie getragen. Es ist ein schöner Shawl, aber er ist beschmutzt, wie schade.“

Auf dem feinen Shawl war ein gründlich-brauner Fleck, als wäre er auf feuchtes Erdbreich geworfen worden. Ein Schreckenszug dümmerte in Barbaras Augen auf.

„Was ist es?“ fragte Barbara, sich ans Fenster lehnend, in dem unklaren Gefühl, daß nur frische Luft sie vor dem Ohnmächtigwerden bewahren könnte.

„Der Shawl gehört nicht mir,“ äußerte sie. „Packen Sie ihn mit meiner übrigen Garderobe zusammen, ich werde ihn der Besitzerin zurückgeben.“

„Ja, Mademoiselle. Und dies — soll ich das auch einpacken? Mademoiselle wird sich überzeugen, daß sie es nicht wieder tragen kann.“

„Das Kleid, welches Mademoiselle gestern Abend im Theater getragen. Es sieht aus, als sei der Saum naß und schmutzig gewesen. Wie ist denn das passiert?“

„Ich habe gestern Abend auf der Terrasse promeniert,“ erklärte Barbara. „Ja, tun Sie es auch mit hinein. Ich will es als eine Erinnerung an einen angenehmen Abend aufheben.“

In Mylady's Korridor stieß sie auf eine traurige kleine Prozession. Lady Rose, auf den Arm ihrer Zofe gestützt, kam ihr mit so verändertem Aussehen entgegen, als wenn sie seit Wochen und nicht erst seit Stunden erkrankt wäre. Vorsichtig und zärtlich geleitete Barbara sie die Eichtreppe hinab in die große Halle, wo Lord Keith und Lord Chevesley nebst einigen Dienern ihrer harrten.

Lord Chevesley hob schweigend seine Schwester in den Wagen; Mr. Sinclair folgte den Damen in den geräumigen Reisewagen und Lord Chevesley schloß dann den Schlag. Vor dem Abfahren jedoch sprang einer der

(Nachdruck verboten.)

unbekannten Männer, die auf den Stufen standen, auf den Bock und nahm neben dem Kutscher Platz, der diese Nachbarschaft sehr ungern zu sehen schien. Mademoiselle Hortense bemerkte, wenn es auch den Inzassen des Wagens entging, daß er auch mit demselben Zuge bis Stourton fuhr, und sie war keineswegs überrascht, ihn in der Dienerhalle auf Elsdale Castle wiederzufinden, wo er sich ganz heimlich zu fühlen schien. Während der Fremde sich im allgemeinen sehr höflich benahm, bewies er Miß Hattons Zofe ganz besondere Aufmerksamkeit. Das junge Mädchen genoß an diesem Abend fast volle Freiheit, da ihre Gebieterin mit Lady Rose, die sich gar nicht erholen zu wollen schien, vollauf beschäftigt war und der Dienste ihrer Zofe nicht bedurfte.

Das große, stattliche Herrenhaus war ganz still, denn längst hatten sich die Glieder des Haushaltes zur Ruhe begeben. Mrs. Fairfax und Barbara wären bei Lady Rose, welche schließlich vor Erschöpfung einschlief, im Zimmer gewesen, und endlich hatten die Bitten der Wirtschafterin ihre junge Herrin vermocht, sich zur Ruhe zu begeben, während sie selbst bei der kranken Lady allein Wache hielt.

Das Feuer in Barbaras Boudoir war zu einer rotglühenden Masse herabgebrannt; die Räume waren warm, behaglich und mit dem süßesten Wohlgeruch erfüllt; die Wachskerzen verbreiteten ein mildes Licht und beleuchteten eine loßbare, künstlerisch gehaltene Ausstattung: die Ornamente, das Kristall und Silber auf dem Toiletentische, das man durch die geöffnete Bogentür erblickte, welche zum Toilettenzimmer, gegenüber dem Badezimmer führte. Ohne jedoch nur einen Blick auf die entzückenden Räume zu werfen, ließ sich die Bewohnerin derselben am Kamin auf einen Sessel nieder und hielt bebend die Hände an die rote Glut.

Endlich war sie allein und frei, um überlegen zu können, wenn sie überhaupt ihre Gedanken zu beherrschen vermochte; das freilich war eine schwere Aufgabe; ihr Kopf war wirr und wüst, ihr Hirn schien sich im Kreise zu drehen, ihr Herz pulsierte in lauten, ungleichen Schlägen. Die Begebenheiten der letzten zwei Tage fluteten in ihrer Seele in wildem Durcheinander, das einem Todeskampfe ähnlich war.

Nicht eine Träne wollte zu ihrer Linderung kommen, die brennend heißen Augen blieben trocken, die Schläfen pochten, so daß der Schmerz fast nicht mehr zu ertragen war; die Glieder zitterten vor Ermüdung, aber trotzdem vermochte sie nicht zu ruhen; in qualvoller Seelenangst schritt sie in den Gemächern auf und ab, leidenschaftlich nach mildernden Tränen verlangend. Was war ihre Pflicht, zu tun?

Ihr Geheimnis war jetzt gesichert, nicht länger brauchte sie die Enthüllung und die dieselbe begleitende Schmach und Schande zu fürchten. Sie konnte ihren Rang und ihre Stellung innebehalten, konnte sich mit

Lord Keith vermählen und als die Gebieterin seines Herzens und Heims herrschen. Sie brauchte sich nicht länger um den Verlust des Luxus und Glanzes zu grämen; der Tod in Darley Hall hatte alles freigegeben. Nun hatte sie nichts mehr zu fürchten — nichts als die Vorwürfe des eigenen Gewissens. Wenn diese sie nur ruhen lassen wollten, dann hatte sie um nichts zu bangen.

Das rasende Auf- und Abwandern in den mild erleuchteten Räumen hatte sie erschöpft. Die Hast und Eile ließ nach, wankend bewegte sie sich weiter und hielt sich stützend an den Möbeln fest, bis sie kraftlos auf das Sopha sank und von diesem herab auf die Dielen, wo sie liegen blieb, die Arme ausgestreckt, den Kopf darauf gelegt, das gelöste Haar sie umhüllend. Lautes, tränenloses Schluchzen schüttelte ihren zarten Körper, dann allmählich hörten die Zuckungen auf und nur ein schwacher konvulsivischer Schauer zeigte, daß noch Leben in ihr war.

Die winterliche Morgendämmerung fand sie noch auf derselben Stelle liegend, regungslos, mit gelöstem Haar, das den türkischen Teppich bedeckte. Sie war ruhiger geworden; der Kampf war ausgefochten und sie war als Siegerin über ihren Stolz daraus hervorgegangen. Alles, was edel an ihrer Natur, war wieder zum Leben erwacht; im Luxus, unter Wohlleben und Glanz, hatte ihre Wahrheitsliebe geschlummert, aber der starke und kräftige Lebensodem war ihr geblieben: Mut, Ehrenhaftigkeit und Treue, die ihr von Mark Robson eingeflüßt worden, waren wiederum zu voller Geltung gelangt.

Nun sagte ihr das Gefühl, daß es nur recht und weit besser sein würde, der Wahrheit die Ehre zu geben und Everard Keiths Liebe zu verlieren, als zu schweigen und mit einem solchen Geheimnis im Herzen in Weib zu werden; daß es weit besser sein würde, vereinsamt, ungeliebt, selbst arm, das Leben zu beschließen, als in Reichtum und Glanz mit dem Bewußtsein zu leben, ihn betrogen zu haben und ob solchen Betruges seinem Auge nicht begegnen zu können.

Grau und kalt stieg die Morgendämmerung am östlichen Himmel empor, nur langsam sich zum Tage lichernd. Es war fast zwei Uhr nachmittags und der Schneefall, welcher nur in kurzen Intervallen ausgefetzt hatte, stöberte jetzt wieder große Massen herab. Rein und fleckenlos lag die weiße Hülle auf den umliegenden Feldern und ließ ihnen eine blendende Schönheit.

Einige Stunden ruhigen Schlafes hatten Lady Rose ungemein gestärkt und erfrischt und wie sie jetzt auf den Kissen lag, in dem reizenden kleinen runden Boudoir, dessen reiche Farben und heitere Drapierungen einen behaglichen Wohnraum schufen, der einen wohlthuenden Gegensatz bildete zu der frostigen Weiße draußen, schämte sie sich ihrer Schwäche. Sie schämte sich, daß sie sich so gänzlich hatte gehen lassen und so viel Störung verursacht hatte; zugleich sagte sie sich, daß es stärkere Selbstbeherrschung erfordere, als sie besaß oder zu besitzen glaubte, um diesen gräßlichen Umständen eine tapferere Stirn zu zeigen. Selbst jetzt noch bebte sie fröstelnd und schmiegte sich fester in die Kissen bei dem Gedanken an die erlebte Tragödie, und ein Ausruf der Freude kam über ihre Lippen, als die Tür sich leise öffnete und Barbara erschien.

„Barbara!“ rief Lady Rose entzückt, indem sie ihr beide Hände entgegenhielt.

Barbara trat näher und kniete neben dem Sopha nieder.

„Sind Sie wohler?“ fragte sie sanft, und der Ton ihrer Stimme klang süß und traurig zugleich. „Sie sind wirklich besser?“

„O ja, wirklich wohler! Barbara, es tut mir so leid und ich schäme mich. Ich glaube, wenn Sie nicht gewesen, wäre ich gestern gestorben.“

„Lassen Sie uns nicht weiter davon reden.“

„Doch; ich muß sprechen,“ bat die Lady. „Es scheint mir, als schüttelte ich damit das Schreckliche des Vorfalles ab. Barbara, wie vermochten Sie nur, es so gelassen zu ertragen? Als Chevelay hereinkam und den Vorgang mitteilte, glaubte ich, das Entsetzensbild vor mir zu sehen, und das war's, was mich ohnmächtig machte. Von dem dann folgenden habe ich kein klares Bewußtsein! aber ich glaube, daß bei aller Unklarheit mir doch die Empfindung Ihrer Gegenwart blieb, und dies schien mich dem Leben zurückzugeben.“

„Weshalb wollen Sie sich durch solche Erinnerungen betrüben? Sie können sich möglicherweise wieder krank machen.“

„O, das steht nicht zu befürchten! Wenn ich davon spreche, hört das Schreckensbild auf, mich zu verfolgen,“ erklärte Lady Rose schauernd und einen Moment die Augen schließend. „Es ist so fürchterlich, sich vorzustellen, daß der arme Mann, während wir lustig tanzten, draußen sterbend in der kalten Nacht lag. Wenn wir das gewußt hätten!“

„Die Ärzte sagen, der Tod wäre augenblicklich und ganz schmerzlos eingetreten. Niemand hätte ihm Hilfe bringen können.“

Sie hatte sich in eine sitzende Stellung neben dem Sopha niedergelassen und schaute mit großen, düstern Augen in die Feuerflamme. Die eine Hand hielt Lady Rose in der ihrigen, die andere ruhte auf dem schwarzen Bärenfelle vor dem Kamin.

„Es muß das für Sie gestern eine schreckliche Reise gewesen sein, meine arme Barbara,“ nahm die Lady nach einer Weile wieder das Wort. Mir ist kaum etwas davon erinnerlich; Sie hatten die ganze Unruhe allein zu tragen.“

„Mr. Sinclair begleitete uns, wie Sie sich erinnern werden; er war sehr freundlich und aufmerksam.“

„Ja, Mr. Sinclair war sehr gütig,“ bejahte die Lady nachdenklich. „Ich habe ihn stets gern gehabt. Barbara, er ist fürchterlich in Sie verliebt,“ bemerkte sie leicht hin.

„In mich verliebt?“ rief Barbara mit vor Verwunderung weit geöffneten Augen.

„Natürlich ist er das. Oh, Sie haben alle Ursache, erstaunt auszufragen, aber Sie müssen doch bedenken — —“

Barbara ließ ein eigentümliches Lachen hören. „Sehen Sie nicht die große Klust, welche uns trennt?“

„Natürlich — ich sehe sie — er ist der Sekretär Ihres Onkels und dann — — Sie werden in Kürze Lady Keith sein.“

Es trat ein kurzes Schweigen ein; dann äußerte Lady Rose ganz unvermittelt: „Die gerichtliche Untersuchung findet heute statt, sagte mir Parker. — Schlug das drei Uhr?“

„Ja,“ preßte Barbara mit matter Stimme hervor; zugleich fiel ihr ein, daß jetzt auch Lord Keith sich auf der Reise von Darley Hall nach Schloß Eisdale befand.

„Das Verhör muß nun vorüber sein. O, Barbara, wie wird das Verdikt lauten? Hoffentlich hat es sich als Selbstmord herausgestellt. Es erscheint das doch noch um einen Hauch besser als Mord.“

Im Geiste war Barbara auf Darley Hall und reiste mit Lord Keith durch den herabwirbelnden Schnee von dort nach Stourton. Sie kannte die Stunde, zu welcher der Zug auf der Station ankommen mußte und wie lange die zu seinem Abholen gesandten flinken Pferde brauchen würden, ihn heim nach Eisdale-Castle zu bringen. Mit den schwindenden Minuten bemächtigte sich ihrer eine fürchterliche Ruhelosigkeit, in die schönen schwermütigen Augen schlich sich ein tiefes Sehnen. Sie lockerte die Spitzen am Halse, es war ihr, als müsse sie vor Angst ersticken.

Lady Rose beobachtete sie mit stiller Verwunderung, mied aber aus aufrichtiger Teilnahme, ihre Gedanken in Worte zu kleiden. Plötzlich stieg jedoch ein Gedanke in ihr auf, dem sie sofort Ausdruck geben mußte.

„Ihre Zuse hat Parker so — so viel von Ihrer prächtigen Aussteuer erzählt, daß mich schon die Neugierde gequält hat, etwas von den Triumphen, die Worth für Sie geschaffen, zu schauen. Darf ich hoffen, daß Sie mir einen geheimen Anblick derselben gönnen?“

„Sicherlich,“ versetzte Barbara eifrig. „Das ist eine glückliche Idee. Fühlen Sie sich wohl genug, über den Flur bis nach meinem Zimmer zu gehen oder soll ich die Sachen hierher bringen lassen?“

„O, ich kann mit nach Ihrem Zimmer kommen. Es sind ja nur wenige Stufen zwischen hier und dort.“

„Nein, nur ein schmaler Flur, was sich sehr glücklich trifft, da manche von unseren Treppen für Schwache beschwerlich zu passieren sind.“

„O, jetzt bin ich nicht mehr krank und schwach,“ entgegnete die Lady im Aufstehen, und sich auf Barbaras Arm stützend, schritt sie mit dieser aus dem Gemach.

Als sie über den Flur gingen, drang zu ihnen von unten herauf das Geräusch vom Öffnen der großen

Tür, durch welche Besuch eingelassen wurde. Lady Rose fühlte, wie der Arm, auf welchen sie sich stützte, bebte, und sah, daß Barbaras Lippen völlig blutleer waren, als diese die Schwelle des Zimmers überschritt, in welchem sie vor einigen Stunden den schweren Seelenkampf ausgefochten und den Sieg errungen hatte.

In demselben Augenblicke trat Lord Keith unten in die große Halle und mit schwerem Schlag schlug die Tür hinter ihm zu.

Hortense, sichtlich erschreckt über den unerwarteten Eintritt der beiden Damen, beeilte sich, Lady Rose einen Sessel zu bringen und in respektvollen Wendungen nach ihrem Befinden sich zu erkundigen. Jetzt gerade aber waren Barbaras Sinne zu verworren, um in dem Benehmen des Mädchens etwas Befremdendes zu bemerken. Als sie ihr jedoch den Befehl erteilte, einige von den Koben der Aussteuer zu bringen, um sie Lady Rose zu zeigen, erinnerte sie sich des fremden Shawls, den sie mitgebracht, und fügte fragend hinzu, ob Lady Rose vielleicht Auskunft zu geben vermöchte. Später beim Anschauen der reizenden Meisterwerke der Putzmacherkunst entging ihr, daß Hortense dem letzteren Befehle, den Shawl mitzubringen, nicht Folge geleistet hatte.

In der Tat würde es ihr auch nicht möglich gewesen sein, diesem Auftrage nachzukommen, da der Shawl sowohl, wie das beschmutzte Kleid sich in den Händen des unbekanntes Mannes befanden, welcher am Abend vorher sich so zuvorkommend gegen Hortense benommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)



Eine Geißel der Menschheit.

Von James Frank.

(Nachdruck verboten.)

„Angeklagter! Sie haben sich als ein nichtswürdiger, gemeiner Schuft benommen, der jeden Anspruch auf milde Beurteilung seines Verbrechens verwirkt hat. Geringe Strafen scheinen bei Ihnen überhaupt keinen Eindruck zu machen, und um es kurz zu sagen, Sie sind eine wahre Geißel der Menschheit, vor der der recht- und gefühlvolle Bürger geschützt werden muß. Der Gerichtshof würde sich daher eine Pflichtvergessenheit zu schulden kommen lassen, wenn er nicht über Sie die höchste, vom Strafgesetzbuch zulässige Strafe verhängen würde.“

Mit diesen Worten leitete der Vorsitzende des Gerichtshofes die Verkündung des Urteils ein. Und unter den zahlreichen Zuschauern, die diesem Sensationsprozesse beigewohnt hatten, gab es wohl niemand, dem diese harten Worte nicht aus der Seele gesprochen waren. Denn es handelte sich um einen Menschen, der von frühesten Jugend an die Bahn des Verbrechens beschritten, und der die größere Hälfte seines Lebens hinter Schloß und Riegel verbracht hatte. Mit dem stolzen Bewußtsein treuer Pflichterfüllung saßen ernst und würdevoll die zwölf Geschworenen da; hatten sie doch durch ihren Wahrspruch die menschliche Gesellschaft auf längere Zeit von einem sie bedrohenden Feinde befreit. Und die Vertreter dieser Gesellschaft warfen einander Blicke zu, die von Neugier und Befriedigung zeugten. Auf keinem einzigen Gesichte aber konnte man eine Spur von Mitleid oder einen Ausdruck des Bedauerns lesen. Wie sollte man wohl auch an jemand Anteil nehmen, der doch eine „Geißel der Menschheit“ war? Und was ging er sie denn auch an? Mit einem solchen Menschen verwandt zu sein, würde gewiß jedermann in Abrede gestellt haben. Er hatte, so durfte man wenigstens annehmen, keine Verwandten. Freunde mochte er wohl haben, aber die durfte man nicht hier im Gerichtssaale suchen, denn das Publikum, das der Verhandlung beigewohnt hatte, empfand keinerlei mitleidsvolle Regung für diesen Ausgestoßenen der Gesellschaft.

Allein und verlassen stand der Angeklagte in dem für ihn abgetheilten Raum. Niemand interessierte sich für ihn, niemand nahm an seinem Schicksal Anteil. Während der Verhandlung zeigte er die äußerste Gleichgültigkeit. Das Verlesen seiner vielen Vorstrafen und der Anklageschrift, die Rede des Staatsanwalts, die wenigen Worte des Verteidigers und das ängstliche Bemühen der Zeugen, nichts,

was ihn vielleicht noch mehr belasten könnte, ungesagt zu lassen, riefen nicht den geringsten Eindruck bei ihm hervor. Das Sichzurückziehen der Geschworenen bedeutete für ihn bloß einen weiteren Schritt in der Kette der notwendigen Formalitäten, und auch, als ihr Obmann bei ihrer Rückkehr das „Schuldig“ verkündete, erschien ihm das ganz natürlich. Er hatte das erwartet — er war an solche Sachen gewöhnt. Auch die Worte des Vorsitzenden drangen am Anfange seiner Rede nicht an sein Ohr. Erst als die Bezeichnung „eine Geißel der Menschheit“ zu seiner Charakterisierung gebraucht wurde, zeigte sich auf dem strengen, leidenschaftslosen Gesicht des Angeklagten eine Veränderung. Diese Veränderung war aber auffallend. Er riß die Augen weit auf und starrte auf ein paar Minuten die Richter an, dann ließ er seinen Blick zu Boden gleiten. Die Gesichter aller Anwesenden im Saale waren auf ihn gerichtet und dies schien ihn zu verwirren. Er zitterte an Händen und Füßen und krampfhaft hielt er sich am Gitter fest, das die Anklagebank einschloß. Die Worte schnitten ihm tief ins Herz. So niederträchtig, so verbrecherisch beanlagt, so ausgestoßen er von der Gesellschaft auch war, so war ihm doch noch ein kleiner Ueberrest von Selbstachtung geblieben und diese Worte hatten ihn in ihm wachgerufen. „Eine Geißel der Menschheit!“ Das klang ihm noch immer im Ohr. Alles um ihn herum verdunkelte sich; er sah und hörte nichts mehr.

Dann erfolgte die Verkündung des Urteils, aber auch diese hörte er nicht. Seine Augen wurden feucht, und man würde die Feuchtigkeit wohl für Tränen gehalten haben, wenn man es für möglich gehalten hätte, daß so ein Mensch überhaupt noch weinen könnte. Mechanisch folgte er dem Aufseher, und als er dann allein in seiner Zelle war, setzte er sich nachdenklich nieder, bedeckte das Gesicht mit seinen Händen und er, der Verbrecher, „die Geißel der Menschheit“, weinte bitterlich. Sein Geist zauberte ihm die Vergangenheit vor, denn auch er, der so tief Gesunkene, der Schiffbrüchige auf dem Meer des Lebens, hatte heilige Erinnerungen, Erinnerungen an unschuldige Zeiten und glückliche Verhältnisse. Auch er hatte einst auf einer Mutter Schoß gesessen und für die Zukunft die schönsten Hoffnungen erweckt. Diese hatten sich aber nicht erfüllt und seine Erinnerungen, der Gegensatz zwischen einst und jetzt, wo er eine „Geißel der Menschheit“ geworden war, überwältigten ihn.

Mehrere Tage verbrachte er im dumpfen Vorsichinbrüten. Da er auf das Rechtsmittel der Revision verzichtet hatte, war das Urteil rechtskräftig geworden, und seit der Verhandlung mochten wohl erst zehn Tage vergangen sein, als eines Morgens der Aufseher in seiner Zelle erschien und ihn aufforderte, ihm zu folgen. Wiederum waren verschiedene Formalitäten, die seine Ueberführung nach dem Zuchthause erforderte, zu erledigen. Dann bestieg er mit einem Transporteur eine Droschke, die ihn in rascher Fahrt zur Bahn brachte. Der Sträfling wurde in einen Abteil des bereits auf dem Bahnsteige stehenden Zuges gewiesen und sein Begleiter nahm neben ihm Platz. Ein paarmal kam es wohl vor, daß ein eiliger Reisender in dasselbe Koupé steigen wollte, doch fuhren sie erschreckt zurück, wenn sie das verstörte Gesicht und die gefesselten Hände seines Inassen gewahrten. Nach kurzem Warten setzte sich der Zug in Bewegung.

Der Aufseher sah sich seinen Gefangenen an; dieser war tief in Gedanken verfunken, und man konnte es ihm wohl anmerken, daß er nicht gestört zu werden wünschte. Der Transporteur zog eine Zeitung aus der Tasche und vertiefte sich in ihren Inhalt. Der Zug hatte inzwischen den Bahnhof verlassen und fauste mit rasender Schnelligkeit durch die Gegend. Es war ein Schnellzug, der erst nach zehn Meilen Fahrt eine Station erreichte. Eine gute halbe Stunde war vergangen und dem Aufseher wurde seine Zeitung langweilig. Er legte sie daher beiseite und bemühte sich, den Gefangenen in ein Gespräch zu ziehen. „Sie sind ja mächtig nachdenklich,“ begann er, erhielt aber keine Antwort.

„Sie denken wohl an die Vorbereitungen zu Ihrem Empfang?“ fuhr er lachend fort. „Na, jeder ist nicht so glücklich, daß er auf Jahre hinaus Kost und Logis gratis erhält und sich deswegen keine Sorge zu machen braucht.“

Aber noch immer blieb der Sträfling stumm und lehnte sich tiefer in seine Ecke zurück.

„Diesmal haben sie Ihnen einen ordentlichen Denktzettel gegeben,“ nahm der Beamte wiederum das Wort. „Ich muß aber ganz offen sagen, mir ist es lieber, es hat Sie getroffen als mich. Wer mal mit dem Gesetz in Konflikt gerät und sich dabei erweisen läßt, der muß eben die Folgen tragen, und Sie täten auch besser daran, gute Miene zu bösem Spiel zu machen. Sie denken wohl an die Vergangenheit und —“

„Und auch an die Gegenwart,“ fiel der Gefangene mit leiser, tonloser Stimme ein.

„Na, zehn Jahre sind keine Ewigkeit und —“

„Und an das, was der Vorsitzende sagte. Wissen Sie denn, was ich bin?“ fragte der Verbrecher, der mit einem Male sehr lebhaft wurde und eine gerade, stolze Haltung einnahm. „Ich bin eine „Geißel der Menschheit“ und habe nicht die geringste Aussicht, jemals etwas anderes zu werden.“

„Sie wollen doch damit etwa nicht sagen, daß Sie sich bessern wollen?“ fragte der Aufseher in unverhohlenem Erstaunen.

„Mich bessern! Wenn ich diese Bezeichnung mit meinem Blute auslöschen könnte, so würde ich mit Freuden den letzten Tropfen dafür opfern. Mein ganzes Leben würde ich gern dafür hingeben, wenn sich eine Gelegenheit für mich böte etwas anderes zu werden als das, was ich bin.“

„Ja, lieber Freund, das hätten Sie sechs Monate früher bedenken sollen, aber — barmherziger Gott! Was ist denn mit dem Zuge los? Wir fahren ja mit einer schrecklichen Geschwindigkeit.“

Das taten sie auch. Die heftigen Erschütterungen der Wagen verursachten den Reisenden großes Unbehagen, und viele Köpfe drängten sich nach den Fenstern, um zu erkunden, ob etwas nicht in Ordnung sei. Auch der Gefangenaufseher sah zum Fenster hinaus. Es war jedoch nichts Ungewöhnliches zu entdecken. Nach einer kleinen Weile bemerkte er jedoch etwas.

„Wenn das Signal, das wir eben passiert haben, nicht gegen uns war, will ich Hans heißen; ich möchte darauf schwören, daß es im rechten Winkel stand, aber halt, haben Sie das gesehen? Der Mann in dem Wärterhäuschen, an dem wir eben vorübergeflogen sind, hielt uns eine rote Fahne entgegen und er tanzte ja förmlich damit, um unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Hoffentlich geht noch alles gut ab.“

„Nein, nein, bleiben Sie nur sitzen. Es ist gegen die Instruktion, daß Sie sich zum Fenster hinauslehnen; Sie könnten ja — hinausfallen.“

„Da muß was passiert sein,“ meinte der Sträfling, „da, die Bremse des Schaffners — hörten Sie sie?“

Die Bremse war zweifellos angezogen worden, doch vermochte sie die unheimliche Geschwindigkeit des dahinrasenden Zuges nicht zu hemmen. Abermals beugte sich der Beamte zum Fenster hinaus, doch da der Zug diesen Augenblick in einen Tunnel einfuhr, konnte er nichts erkennen. Die Ahnung eines unmittelbar bevorstehenden Unglückes bemächtigte sich in gleicher Weise des Gefangenen und seines Aufsehens, und die undurchdringliche Finsternis des Tunnels trug noch das ihrige dazu bei, ihre Unruhe zu erhöhen. Kaum war der Zug wieder im vollen Tageslicht, als zu sämtlichen Fenstern des Zuges die Köpfe herausgesteckt wurden, und auf allen Gesichtern malten sich Angst und Verzweiflung. Was konnte denn geschehen sein?

Daß etwas Ernstliches sich ereignet haben mußte, davon war jeder überzeugt, und die Ungewißheit, was es wohl sein mochte, vermehrte noch die allgemeine Angst. Und wieder flog der Zug an einem Wärterhäuschen vorbei. Noch immer konnte man hören, wie die Bremse quietschte und sich gegen die Räder drückte, und man sah auch, wie infolge der großen Reibung unter den Wagen ein wahrer Funkenregen hervorprühte. Es war kein Zweifel mehr, der Zug befand sich in Gefahr und ihm drohte ein fürchtbares Unglück. Man konnte deutlich sehen, wie ein zweiter Bahnwärter, als der Zug an ihm vorbeiraste, die wildesten Gestikulationen machte. (Schluß folgt.)



Vorsicht gegen Haarfärbemittel.

Die große Anzahl der am Markte befindlichen Mittel, welche entweder zum Färben der Haare oder zur angenehmen Wiederherstellung der veränderten Farbe des Haares oder gleichzeitig für alle die genannten Zwecke empfohlen und gebraucht werden, zerfallen nach ihren wesentlichen Bestandteilen in zwei Gruppen: 1. silberhaltige und 2. bleihaltige.

Die ersteren kommen meistens in zwei Flaschen, von denen die eine eine Lösung von arabischem Gummi und gewöhnlicher Soda oder eine alkoholische Lösung von Gallussäure; die zweite, meist kleinere Flasche, eine Lösung von salpetersaurem Silber in Ammoniakwasser enthält. Diese Haarfärbemethode ist, wenn sie mit Vorsicht ausgeführt wird, ungefährlich. Derartige haarfärbende Lösungen können schnell und leicht von jedem Apotheker zuverlässiger, gleichförmiger und billiger bereitet werden.

Die bleihaltigen Haarmittel kommen unter verschiedenen Namen und weitgehenden Präensionen in den Handel, und ist deren anhaltender Gebrauch immer gefährlich. Dieselben kommen meistens in sechs- bis acht-Unzenflaschen und bestehen im allgemeinen aus einer parfümierten Lösung von essigsaurem Blei in einer Mischung von Wasser, Glycerin und Alkohol mit präzipitiertem Schwefel.



Sorgt für frische Luft!

Wer im Zimmer jedes Bischen Luftzug wegen des Popanzes einer Erklärung fürchtet — sagt ein bekannter Arzt — und dafür durch das Geschlossenhalten der Fenster die schwersten Krankheiten, wie Typhus, Diphtheritis und dergleichen, geradezu züchtet, der gleicht dem Manne, der vor einer Maus Reizgas nimmt und den Tiger für ein sanftes Lämmchen hält.



Der Durst.

Der heftige Durst, den man nach längerer Entbehrung von Getränk empfindet, wird am besten durch fast kalten, schwachen Thee, ohne Milch und Zucker, gelöscht. Das Durstgefühl verschwindet nämlich nicht etwa dadurch, daß Flüssigkeiten die Speiseröhre passieren, in der man gerade die quälendste Durstempfindung verspürt, sondern erst durch Aufnahme der Flüssigkeiten in das Gefäßsystem, wohin sie vom Magen aus gelangen. Das wird auch dadurch bewiesen, daß der Durst gelöscht werden kann, wenn man dem Magen durch eine bis in diesen hinabführende Röhre, also ohne Benetzung des Mundes und der Speiseröhre, Flüssigkeiten zuführt.



Rheumatismus und Diät.

Rheumatismus ist ebenso oft als nicht verursacht durch zu vieles Essen, namentlich von Fleisch, das erwiesen einen Ueberschuß von Harnsäure entstehen läßt und den Körper bei Einwirkung von Nässe und Kälte für Rheumatismus leichter empfänglich macht. Vor allem sind ihm alte Leute ausgesetzt und der Grund dafür liegt sehr nahe. Einmal sind bei diesen Gelenke und Bänder härter und steifer und enthalten oft Absonderungen von — harnsaurem Natron. Ferner essen alte Personen gewöhnlich mehr als nötig, in der falschen Ansicht befangen, daß sie zu ihrer Erhaltung viel Nahrung bedürfen. Im Gegenteile ist aber bei ihnen Abnutzung und Verbrauch der Körpergewebe geringer als in voller Lebenskraft, folglich ist weniger Nahrung erforderlich. Wenn deshalb ältere Leute lange leben und sich bei heiterer Gemütsruhe von Leiden und Schmerzen frei halten wollen, müssen sie mehr oder weniger enthaltfam sein und sich im Essen maßigen.